

Zeitschrift: Jahresbericht des Bündnerischen Lehrervereins
Herausgeber: Bündnerischer Lehrerverein
Band: 50 (1932)

Artikel: Goethes Erziehungsideen
Autor: Schmid, M.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-146822>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Goethes Erziehungsideen *

Von Dr. M. Schmid

Den Ausführungen mögen hier Goethes „Urworte“ vorausgehen.

Urworte (Orphisch) von Goethe

Daimon

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.
So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
So sagten schon Sibyllen, so Propheten,
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

Tyche, das Zufällige

Die strenge Grenze doch umgeht gefällig
Ein Wandelndes, das mit und um uns wandelt,
Nicht einsam bleibst du, bildest dich gesellig,
Und handelst wohl, so wie ein andrer handelt.
Im Leben ists bald hin- bald wiederfällig,
Es ist ein Tand und wird so durchgetandelt.
Schon hat sich still der Jahre Kreis geründet,
Die Lampe harrt der Flamme, die entzündet.

* Die folgenden Ausführungen sind ein Vortrag, gehalten in Luzern am Ostermontag 1952 in der Sektion Luzern des S. L. V. Abgeändert wurde hier nur der Schluß.

Eros

Die bleibt nicht aus! Er stürzt vom Himmel nieder
Wohin er sich aus alter Ode schwang,
Er schwebt heran auf luftigem Gefieder
Um Stirn und Brust den Frühlingstag entlang,
Scheint jetzt zu fliehn, vom Fliehen kehrt er wieder,
Da wird ein Wohl im Weh, so süß und bang.
Gar manches Herz verschwebt im allgemeinen,
Doch widmet sich das edelste dem Einen.

Ananke, Nötigung

Da ist's denn wieder, wie die Sterne wollten:
Bedingung und Gesetz und aller Wille
Ist nur ein Wollen, weil wir eben sollten,
Und vor dem Willen schweigt die Willkür stille,
Das Liebste wird vom Herzen weggescholten,
Dem harten Muß bequemt sich Will' und Grille.
So sind wir, scheinfrei, denn nach manchen Jahren
Nur enger dran, als wir am Anfang waren.

Elpis, Hoffnung

Doch solcher Grenze, solcher ehr'nen Mauer
Höchst widerwärt'ge Pforte wird entriegelt,
Sie stehe nur mit alter Felsendauer!
Ein Wesen regt sich leicht und ungezügelt:
Aus Wolkendecke, Nebel, Regenschauer
Erhebt sie uns, mit ihr, durch sie beflügelt
(Ihr kennt sie wohl, sie schwärmt durch alle Zonen)
Ein Flügelschlag — und hinter uns Äonen!

Wenn Faust den Ostergang tut, löst sich das Dunkel seiner durchwachten Nächte. Heiterkeit der Fluren, bunte lustige Volksmenge, *Natur*, „die lebendige Natur, da Gott den Menschen schuf hinein,“ strömt uns aus der unvergleichlichen Szene entgegen, in der der ganze große Dichter lebt.

Unser Osterspaziergang führt in die pädagogische Provinz, das Wort weiter als in dem mit Goethes Werk verbundenen Sinne gefaßt. Aber auch unser Osterspaziergang soll, so hoffe ich, uns nicht ganz von Faust entfernen. Auch er möchte zum ganzen lebendigen Goethe führen. Darum verzichte ich darauf, alle Worte und Sprüche zu sammeln, die Goethe über Erziehung und Bildung geprägt. Ich botanisire nicht in den Werken das „einschlägige Material“, um Vergleiche zu ziehen, Nutzenwendungen zu säuseln, Parallelen zu konstruieren. Ich möchte versuchen nicht zusammenzuflicken, und ich bemühe mich, nicht in „Worten zu kramen“.

Goethes Erziehungsideen sind ein geschlossenes Gebäude, seine Erziehungslehre nicht einfach Späne aus der Dichterwerkstätte, sondern Ausdruck seiner ganzen Persönlichkeit. Es ist m. E. auch nicht einfach so, daß erst der erfahrene Goethe, der Weise, zum Lehrer, im engern Sinne des Wortes, wird. Der Alte sammelt und spricht Erfahrungen seines ganzen Lebens aus.

Zeichnen wir den Schattenriß des Kinderfreundes. Matthisson hat Goethe bei einem seiner beliebten Kinderfeste beobachtet und schreibt darüber: „Ich lernte Goethe zuerst an einem Tage (1783) persönlich kennen, wo seine Menschlichkeit sich ganz heilig und rein offenbarte. Er gab ein Kinderfest in einem Garten. Es galt, Ostereier aufzuwitern. Die muntere Jugend, worunter auch kleine Herder und Wielande waren, zerschlug sich durch den Garten und balgte sich bei dem Entdecken der schlaue versteckten Schätze mitunter nicht wenig. Ich erblicke Goethe noch vor mir. Der stattliche Mann im goldverbrämten blauen Reitkleide erschien mitten in dieser mutwilligen Quecksilbergruppe und gab ihnen am Ende noch eine Naschpyramide preis.“ (gekürzt).

Ja, schon der 16jährige Student, der neben seinen Studien eifrig zeichnet, malt und radiert, ist den Kindern seines Meisters,

des Kupferstechers Stock, ein vergnügter Spielgenosse. Er ärgert sich über den vertrockneten Magister der Kleinen, der sie ganz ungeeignete Stücke aus der Bibel lesen läßt, er wählt bessere, liest vor und erklärt.

Später kommt er in den Kreis des Buffschen Hauses in Weßlar, und manche Szenen des „Werther“ haben sich fast genau wie die geschilderten abgespielt. Die Augen von ganz Weßlar waren auf den jungen schönen Mann gerichtet, wenn er an Markttagen alle Kirschen aufkaufte und die Kinder zum Schmause zusammentrommelte.

Begreiflich, daß Goethe die „Grasaffen“ und „Wasseraffen“ seiner Freundin, Frau von Stein, geliebt hat. Mit ihnen und den Kindern Herders unternimmt er große Touren und eigentliche, belehrende Exkursionen. Abends erzählt er ihnen Märchen und weiß ihnen die löschpapiernen Volksbücher seiner Vaterstadt: Die vier Haimonskinder, den gehörnten Siegfried, die heilige Genovefa lieb zu machen. Fritz von Stein nimmt er dann ganz in sein Haus auf und wird ihm Vater und Erzieher. Im 12. Buche von „Wahrheit und Dichtung“ bezeichnet er es als eine seiner Eigenheiten, die ihm in seinem Leben so viel gekostet habe, daß er gerne sehe, wenn jüngere Wesen sich um ihn versammeln und an ihn knüpfen, wodurch er dann freilich mit ihrem Schicksal belastet werde. Eine unangenehme Erfahrung nach der andern habe ihn nicht von dem angeborenen Triebe zurückbringen können, der ihn noch jetzt bei der deutlichsten Überzeugung von Zeit zu Zeit irre zu führen drohe. Er erzählt dann im Anschluß an dieses Selbstbekenntnis die Geschichte von dem Harfe spielenden Knaben, den er auf der Rückreise von seinem Straßburger Aufenthalt in Mainz findet und mit nach Frankfurt ins väterliche Haus nimmt, zur Freude der Mutter, zur kleinen Freude des Vaters.

Erwähnt sei auch ein Schweizer-Schützling. Auf seiner Schweizerreise war Goethe mit einem jungen Hannoveraner, Baron von Lindau, bekannt geworden. Diesem hatte ein Hirtenknabe von Meiringen, Peter im Baumgarten, das Leben gerettet. Von Lindau nahm den Waisenknaben als Pflegling an und gab ihn ins Philanthropin Marschlins. Vor seiner Abreise nach Amerika

vermachte er ihm 2000 Taler und überließ Goethe die Vormundschaft. Nach dem Tode von Lindaus ließ Goethe den Jungen in sein Haus kommen. Er hatte viel Sorge und Ärger mit ihm, denn der „Hirtenknabe“ war zu allerlei Streichen aufgelegt. (So strich er einmal die große Lavaterbüste mit Tusch an und ließ nur Augen und Mundpartie, d. h. einen Schnurrbart, weiß.) Natürlich nicht deswegen erwähne ich ihn und auch nicht der Landsmannschaft wegen. Vielmehr weil m. E. durch ihn Goethe bestimmte Kenntnis von Marschlins gehabt haben muß. Bekanntlich hat Karl Jungmann den Nachweis versucht, daß der Tempelbezirk des Philanthropins Marschlins Modell sei für die „Galerien“ der pädagogischen Provinz, und er hat für seine Hypothese einleuchtende und sorgfältige Begründungen gebracht. Doch, lassen wir Seitenwege! Aus Peter ist dann doch noch ein Forstmann geworden. (Auch hier, in dieser Berufswahl, eine Erziehersweisheit Goethes.)

Damit sind die Kindergestalten, die um ihn waren, die ihn beglückten, die er sorgend beglückte, noch lange nicht aufgezählt. Sie kennen die Namen: Felix Mendelssohn, Karl Eckert und Klara Wieck, sie erinnern sich der fürstlichen Schützlinge.

Man ist also nicht überrascht, daß der große Dichter ein ängstlich besorgter Vater war, dem nichts vergleichbar

. . . dem Gefühl des Vaters, der entzückt,
In heiligem Anschauen stille hingegeben,
Sich an Entwicklung wunderbarer Kräfte,
Sich an der Bildung Riesenschritten freut,

dem es in der Fremde zu einsam wird, in dessen Briefen nach Hause immer der Gedanke wiederkehrt: „Wäret Ihr doch bei mir“.

Bekanntlich ist der Sohn vor dem Vater ins Grab gesunken. Die Tragik des Genies schattet hier: daß sich mit ihm die Kraft erschöpft; alles was nach ihm kommt, ist Stern ohne Eigenlicht, ist Maske ohne Leben. Doch haben immerhin wohlgeratene Enkelkinder Freude in seine alternden Tage gebracht. Auf seinem letzten Ausfluge nach Ilmenau, dem Ort so vieler Erinnerungen, begleiten sie ihn.

Es soll uns nicht lange aufhalten, wie Goethe seine Schützlinge unterrichtete. Um geschlossenen Unterricht handelt es sich dabei nicht, vielmehr um freien Verkehr, um Anleitung zu eigenen Arbeiten und deren Überwachung und Korrektur. Fritz von Stein war manchmal sein Sekretär. Er diktierte ihm Teile des „Meister“, ließ ihn Briefe auswärtiger Freunde abschreiben, botanisierte mit ihm, veranlaßte ihn Mineralien zu sammeln u.s.f. Goethe sagt einmal mit Bedauern, wie mangelhaft aller Unterricht sein müsse, „der nicht durch Leute vom Metier erteilt wird“. Eine technologische Pädagogik ist hier also nicht zu holen. Wenn wir das Medaillon „Goethe als Kinderfreund“ betrachten, so legen wir den Finger auf eine ganz andere Stelle, auf die Aussage, daß es zu seinen Eigenheiten gehöre, Kinder um sich zu haben, ja, sich mit deren Schicksal zu belasten. Erziehen ist ihm ein Forschungs- und Formungsbedürfnis, eine Strahlung seiner Schöpfernatur.

Das Kind ist immer ein Anfang, von tausend Rätseln umspielt, von verborgenen Kräften getragen, von bunten Möglichkeiten gelockt. Goethe schreibt im „Meister“: „So manches er (der Held) auch in seinem Leben schon gesehen hatte, so schien ihm doch die menschliche Natur erst durch die Beobachtung des Kindes deutlich zu werden.“

Also auch hier braust uns der Begriff *Natur* wie Orgelmusik in mächtigen Akkorden entgegen. Natur! Es gilt zunächst den Gefühlston zu erlauschen, der auf dem Worte liegt. Für Luther bedeutet Natur das Böse. Der „natürliche Mensch“ ist der Mensch, der unter der Macht des Bösen, der im Banne der Sünde steht. Erlöst wird er erst durch die Gnade. Im 18. Jahrhundert sieht es anders aus. Das Wort hat positiven Gefühlswert, man spricht es mit, man darf wohl sagen, religiöser Begeisterung aus. Rousseau war nicht der erste und nicht der einzige, der das Wort Natur in diesem neuen Sinne gebrauchte. Aber er tat es mit jener Begeisterung und Gestaltungskraft, welche zündeten. Von nun an bedeutet das Leben im Zusammenhang mit der Natur, das Übereinstimmen der Natur in der eigenen Seele mit dem Makrokosmos fast das gleiche wie das Leben unter der Gnade. Die Natur ist gut, die Gesellschaft,

die *Kultur* verdirbt den Menschen. Wie dieser Bedeutungswandel vor sich ging, zeigt Delekat sehr schön im I. Kapitel seines Pestalozzibuches.

Aber für Goethe ist der Begriff nicht einfach ein unbestimmtes Gefühlserlebnis, das zu neuen Robinsonaden lockt. Es ist Erfassung eines gesetzmäßigen Wandels: Einzigkeit und Allheit, Beharrung und Veränderung, Ruhe und Fluß. Das alles schaut er darin. Auch er kennt und betrachtet den Gang der Natur, um Pestalozzi aufzurufen. Dieser Gang der Natur ist für ihn Wandlung, Metamorphose. Alle Teile der einzelnen Pflanze erklärt er sich aus der Modifikation eines einzigen Organes, des Blattes. Alle Pflanzenarten aus einer Urpflanze. Und dasselbe Gesetz, so sagt er, „wird sich auf alles übrige Lebendige anwenden lassen.“ „Ohne meine Bemühungen in den Naturwissenschaften hätte ich die Menschen nie kennen gelernt.“ Das ist deutlich.

Auch seine Dichtergabe bezeichnet er in diesem Sinne als Natur. Es ist nicht Zeit, auf alle die Metamorphosen hinzuweisen, die Goethes Leben und Werke spiegeln, wie er etwa in seinen dichterischen Gestalten eigene Züge verstärkt, verfolgt und in ihren Konsequenzen zeigt, oder wie er den Reigen der Frauen in den „Lehr- und Wanderjahren“ in verbindenden Variationen schließt. Also jedes menschliche Leben begriff er als Metamorphose. Es besteht im Suchen und Finden, im Festhalten und Umbilden eines innersten Wesenskernes, den er nach Aristoteles als Entelechie bezeichnet. Diese Entelechie ist Form- und Entwicklungsprinzip, sich in polaren Spannungen verwirklichend. Ein Stirb und Werde, für das alles Wort nur Gleichnis sein kann. Bald spricht er gleichnishaft von Einatmen und Ausatmen, bald von Leiden und Tun, bald von Aktion und Reaktion, von Genießen und Entsagen. In „Wahrheit und Dichtung“ heißt es: „Genug, wenn nur anerkannt wird, daß wir uns in einem Zustande befinden, der Gelegenheit gibt, ja zur Pflicht macht, uns zu erheben und die Absichten der Gottheit dadurch zu erfüllen, daß wir, indem wir von einer Seite uns zu verselbstn genötigt sind, von der andern in regelmäßigen Pulsen uns zu entselbstigen nicht versäumen.“

Außerlich spiegelt sich diese Metamorphose des Menschen in den Lebensstufen und Lebensaltern, von der sonnigen Frühzeit bis an die graue Küste der Entsagenden, wo die Abend-
schleier des Mystischen uns einhüllen. „Das hohe Alter beruhigt sich in dem, der da ist, der da war, der da sein wird.“

Es ist also klar, daß die Goethesche Auffassung nicht rationalistischer Art ist. Nichts von jenem Bildungsoptimismus, der an die Allmacht vernünftigen Erkennens glaubend, alles „machen“ zu können meint. Ebenso wenig ist aber die Auffassung mit dem Begriff Romantik erfasst. Wenn wir die Charakteristik Ernst Kriecks für diese gegensätzlichen Begriffe Rationalismus und Romantik brauchen, so haben wir den in Hell und Dunkel geteilten Kreis; im dunkeln Halbkreis die Romantik: Nacht, Tod, Grab, Dämon, Schicksal, Blut, die Allmutter Erde; im hellen Halbkreis den Rationalismus: Tag, Licht, Ratio, Gesetz, Bewußtheit, Gestalt, Zweck, Bildung. Aber eben so richtig ist Kriecks Behauptung, daß in diesen Begriffen keine der großen schöpferischen Persönlichkeiten aufgeht. Alle Ströme geistigen Lebens treffen und vereinigen sich in ihnen.

Natur und Gott ist Goethe ein dunkelwogendes Einzelnes, eine Urmacht, aus unergründlichen Quellen gespeist. Eine Kraft, die sich in Gegensätzen auswirkt. Sie erinnern sich, mit welchem Nachdruck Thomas Mann in seinem Aufsatz über Goethe und Tolstoi die Problematik der Naturkinder betont. Darum bekämpft Goethe Newton, darum die mathematische Optik. Man hat folgende Stelle aus dem „Werther“ als Rousseauschen Naturalismus bezeichnet: „Meinem Herzen sind die Kinder am nächsten auf der Erde“ ... „Wenn ich ihnen zusehe und in dem kleinen Dinge die Keime aller Tugenden, aller Kräfte sehe, die sie einmal so nötig brauchen werden, wenn ich in dem Eigensinne künftige Standhaftigkeit und Festigkeit des Charakters, in dem Mutwillen guten Humor und Fröhlichkeit über die Gefahren der Welt hinwegzuschlüpfen erblicke, alles so unverdorben, so ganz; immer und immer wiederhole ich dann die goldenen Worte des Lehrers der Menschen: Wenn Ihr nicht werdet wie eines von diesen! Und nun mein Bester, sie, die unsersgleichen sind, behandeln wir als Untertanen. Sie sollen keinen Willen

haben? Haben wir denn keinen? Und wo liegt das Vorrecht? Weil wir älter sind und gescheidter? Guter Gott in Deinem Himmel! Alte Kinder siehst Du und junge Kinder und nichts weiter, und an welchen Du mehr Freude hast, das hat Dein Sohn schon lange verkündet!“

Diese Worte sind nicht Naturalismus, sondern das Staunen und die Ehrfurcht des schöpferischen Menschen, der im Kinde das Wachstum verborgener Kräfte belauscht. Noch der 60jährige spricht ja in „Wahrheit und Dichtung“ ähnlich.

„Das Kind an und für sich betrachtet, mit Seinesgleichen und in Beziehungen, die seinen Kräften angemessen sind, scheint so verständig, so vernünftig, daß nichts darüber geht, und zugleich so bequem, so heiter und gewandt, daß man keine weitere Bildung für dasselbe wünschen möchte. Wüchsen die Kinder in der Art fort, wie sie sich andeuten, so hätten wir lauter Genies.“

„*Kindhaft*“ bedeutet Goethe geradezu das Reine und Edle, wie die Marienbader Elegie zeigt.

Aber schon in diesen Anfang des Werdens, in das verückt aufordnende Kind spielt ein Unerklärliches hinein: das Dämonische. „Das Dämonische ist dasjenige, was durch Vernunft und Verstand nicht aufzulösen ist,“ das geheimnisvoll Göttliche. Die Mutter „Hermanns“ weiß das. Und wo die natürliche Metamorphose abgewandelt ist, da tauchen Liebe und Hoffnung auf. Den alternden Faust hauchen nicht nur Not und Sorgen an; auch die Hoffnung berührt ihn mit blanken Schwingen. Der Tod hat nicht das letzte Wort.

Es handelt sich bei Goethe nirgends um konstruierte Erziehungslehre, sondern um Schau, um schöpferische Gestaltung. Wir haben schon angedeutet, daß mit der natürlichen Metamorphose des Menschen eine sittliche verschlungen ist. Die ganze gesetzmäßige Reifung nun geschieht unter dem Einfluß polarer Bildungskräfte. Gundolf hat sie, dem Dichter folgend, für Goethe selber mit Urerlebnis, Daimon, und Bildungserlebnis, Tyche, bezeichnet. Wenn wir es modern und prosaisch als Anlage-Umwelt-Problem bezeichnen, so haben wir einen allerdings hinkenden Vergleich.

Nehmen wir das viel zitierte:

„Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Sich ein Charakter nur im Strom der Welt“

so haben wir gleich eine Gegenüberstellung, welche die Polarität spiegelt. Talent, Anlage zur Eigenart, Individualität, bedarf der Konzentration, des Auf-sich-selbst-gestelltseins, des ungestörten Wachstums; Charakter, „als etwas den Handlungen und Verhaltensweisen eines Menschen Gemeinsames,“ (um Rudolf Allers Formulierung zu folgen), „als grundsätzlich wandelbar betrachtet, ist Maxime des Handelns, und Handlung ist eine Relation zwischen Ich und Welt, vom Ich zur Welt.“

Tyche, das Zufällige, wie es Goethe selbst übersetzt, die zufällige Umwelt, in die der Mensch hinein geboren wird, das Milieu, wirkt auf Dämon ein und beeinflusst ihn. Unter Tyches Einfluß kann er zum Eros werden, indem er das Du an sich reißt und in der Vereinigung mit dem Du Vervollkommnung, Ganzheit erlebt. Aber der reine, ungehemmte Eros würde das Ich auflösen, verströmen, wenn nicht wieder eine Gegenkraft der Tyche sich entgegensetzte. Es ist Ananke, nicht der gezwungene Zwang Spittellers, aber das Gesetz der Gesellschaft, des Staates, die Nötigung, wie es der Dichter selbst übersetzt.

„So sind wir scheinfrei denn nach manchen Jahren
Nur enger dran, als wir am Anfang waren.“

Ist nun Dämon aufgelöst, erloschen, nachdem Ananke den Eros gebändigt? Ist mit der Gefangenschaft in der Gegenwart das Menschenherz zur Ruhe gekommen? Siehe da, noch ein Fünkchen sieht es glimmend stehn; das blüht auf und wirft einen großen Glanz von innen: Elpis, die Hoffnung. Goethe schließt seinen 1820 zu den „Urworten“ veröffentlichten Kommentar: „Wie froh eilen wir daher zu den letzten Zeilen, zu denen jedes feine Gemüt sich gern den Kommentar sittlich und religiös zu bilden übernehmen wird.“ Diese letzten Zeilen aber sind der Hoffnung, dem unentwegten Glauben, der vorwärts und aufwärts schaut, gewidmet.

Haben wir so den Weg der menschlichen Wanderschaft bezeichnet, so ist noch zu sagen, wie und wo der Wanderer zu Einsicht und Fernsicht kommt.

Durch die innere Stimme und durch die Tat, und da wenden wir uns denn den Werken zu, die in dichterischer Form Erziehung nicht nur darstellen, sondern auch bezwecken. Die Beziehungen zwischen „Meisters theatralischer Sendung“, den spätern „Lehrjahren“ mit den „Wanderjahren“ herzustellen, wäre eine Arbeit literarischen Charakters, die uns nicht über Gundolfs Ausführungen hinausbrächte. Es sei darum nur soviel herausgehoben, als es unsere bisherige Darstellung festigt und beglaubigt.

Während Goethes Werk der Sturm- und Drangzeit die Behauptung des gärenden Ichs in der Welt, *gegen* die Welt darstellt, heißt das Problem für den Dichter nach dem mäßigenden Einfluß der Weimarer Zeit nun folgendermaßen: Wie wirkt die gesellschaftliche Welt auf einen allseitig bildungsfähigen Menschen? Wachsen und Streben werden dargestellt. Werther leidet an der Welt, darum Werthers Leiden, Wilhelm Meister strebt zur Welt, darum Meisters Sendung. Die Welt zerbricht den Menschen nicht mehr, sie fördert ihn.

Die „Lehrjahre“ (der Titel ist bezeichnend) verlegen den Schwerpunkt vom Theater, (einem Lieblingsgebiet Goethes fürs ganze Leben, man denke nur an die Vorrede im Faust) auf die Bildung überhaupt. Durch verschiedene soziale und Bildungsschichten geht der Held hindurch und mündet in einen Kreis freier Menschen ein. Jede Bildungsschicht hat ihre Funktion; Trieb und Charakter beherrscht die eine, Schicksal die andere, Vernunft die dritte. Jede gibt ihm die Geliebte, die der Stufe entspricht, bis hinauf zu Natalie. Schicksalsmächte, der Hafner und Mignon umwittern ihn. Mancherlei Bildner und Erzieher: der Abbé, der Marchese, Lothario, Jarno, alle Allegorien menschlicher Kräfte, fördern ihn. Planvoll lenkt ihn die Vernunft durch einen Geheimbund, für den das Freimaurertum die äußere Analogie gab.

In den „Wanderjahren“ ist die Romanhandlung nur noch Rahmen, das Ziel ist Belehrung. So und so muß der Mensch nach bestimmten Gesetzen sein, um als brauchbares Glied des

Gemeinwesens zu wirken. Der alte Goethe spielt nicht, träumt nicht; er lockt nicht wie im zweiten Teil des Faust den ganzen klagenden Zug der Erinnerungen und Dämonen aus sich heraus, wie Keller sagen würde, er will weise belehren wie der Plato der Politeia. Man kann sich allerdings fragen, wo Goethe mehr von seinen pädagogischen Ideen vermittele, in den „Lehrjahren“ oder in den „Wanderjahren“. Jedenfalls in der „pädagogischen Provinz“ allein dürfen sie nicht gesucht werden. Lassen wir alles Literarische und Stilkritische und beschränken wir uns der Zeit zuliebe darauf, wenige Grundgedanken herauszuheben, ohne streng „Lehr-“ und „Wanderjahre“ zu scheiden.

Der Roman „Wanderjahre“ hat den Untertitel „Die Entsagenden“. Schon Johann Voeste hat in einem schönen Aufsatz mit vollem Recht darauf hingewiesen, daß das Wort Entsagende kein negatives Vorzeichen sei. Es hat keinen elegischen Unterton. Über alles Geschehen ist vielmehr heiter Lust ausgebreitet; es fehlt nicht an lieblichen Örtlichkeiten, nicht an artig gedeckten Tafeln „mit feinem Nachtsch und Zuckerzierlichkeiten zwischen blinkenden Leuchtern und Blumen.“ Die Bezeichnung bedeutet einfach Selbstbegrenzung auf die eigene Rolle, die nun jeder in der Gemeinschaft spielt. Auf die Gemeinschaft aber ist das Schwergewicht gelegt. Nicht etwa so, daß darüber die Individualität zu kurz käme. Darin besteht ja vor allem die Erzieherweisheit des Abbé, des geheimen Erziehers von Wilhelm Meister, daß er die Eigenart, den Wesenskern, die Entelechie, des Aufblühenden zu erfassen sucht. Darum läßt er seiner natürlichen Vielseitigkeit allen Raum. Sein Grundsatz lautet: „Nicht vor Irrtum zu bewahren ist die Pflicht des Menschenerziehers, sondern den Irrenden zu leiten, ja, ihn seinen Irrtum aus vollen Bedern ausschöpfen zu lassen.“ Es ist eine der wichtigsten Aufgaben der pädagogischen Provinz, die Individualität der Zöglinge, ihre Wünsche und Neigungen, festzustellen. Die Zöglinge tragen denn auch keine Uniform, „denn die Uniform verdeckt den Charakter und entzieht die Eigenheiten der Kinder.“ Sie dürfen Farbe und Schnitt der Kleidung wählen und die Wahl wird genau beobachtet, weil die Farbe die Sinnesweise, der Schnitt die Lebensweise des Menschen erkennen läßt.

Der Individualität ist natürlich auch die Beschäftigung angepaßt. Mit dem eher rohen Beruf des Pferdehütens ist das zarteste der Welt verknüpft: Sprachübung und Sprachbildung und zwar so, daß Jünglinge verschiedener Weltgegenden miteinander handeln und feilschen, jeden Monat in einer bestimmten andern Sprache. Begabte erhalten überdies private Förderung. Vor allem wird das Handwerk gepflegt. „Allem Leben, allem Tun, aller Kunst muß das Handwerk vorausgehen, welches nur in der Beschränkung erworben wird. Eines recht wissen und ausüben gibt höhere Bildung, als Halbheit im Hundertfältigen. Da wo ich Sie hinweise, hat man alle Tätigkeiten gesondert, geprüft werden die Zöglinge auf jedem Schritt, dabei erkennt man, wo seine Natur eigentlich hinstrebt, ob er sich gleich mit zerstreuten Wünschen bald da, bald dorthin hinwendet. Weise Männer lassen den Knaben unter der Hand dasjenige finden was ihm gemäß ist, sie verkürzen die Umwege, durch welche der Mensch von seiner Bestimmung nur allzugesällig abirren mag“. Der Satz der Montessori: „Die auf Beobachtung sich gründende pädagogische Methode muß die Freiheit des Kindes zur Voraussetzung haben, und Freiheit ist Tätigkeit“, dieser Satz ist also keineswegs so neu, wie mancher geschwätzige Polonius meint.

Der sichern Führung, den weisen Lenkern und praktischen Pädagogen wird mehr als einmal hoher Wert zubemessen. Da klingt es anders als gelegentlich bei heutigen Schriftstellern, die für das Schul- und Erziehungswesen nichts übrig haben, als hätte es ihre genialische Veranlagung verkannt und gehemmt. Denn auch der Unterricht in den „Wanderjahren“ ist bis ins einzelne überlegt. Sämtliche Tätigkeiten werden unterrichtlich gesondert, in die Elemente zurückgeführt. Nur was der Fassungskraft entspricht, wird vermittelt. Allerdings hat Goethe hier nicht alles romanfertig eingefügt. Manches ist, kaum mit der Handlung verbunden, bloße, ja trockene Beschreibung: verschiedene Handwerke und ihre Bedeutung, Spinnen und Weben, Bedeutung des Milieus, einzelne Charakterzüge und ihre Auswirkungen sind dann freilich im Märchen, in Erzählung und Fabel dargelegt.

Da der Gemeinschaft so große Bedeutung für das Leben zugeschrieben wird, muß schon das Kind zur Gemeinschaft erzogen werden. Gemeinsame Arbeit, Sammlung unter bestimmten Aufsehern, die immer nahe sind, Chorgesang, Feste, Rhythmik, das alles gibt dem Ganzen ein bestimmtes geschlossenes Gepräge. Man erinnere sich übrigens, welche Bedeutung dem Rhythmus in der Erziehung zur Gemeinschaft besonders heute wieder zugeschrieben wird, nach den Experimenten des Jesuiten Jousse selbst für die Gedächtnisbildung.

Gemeinschaft und Gesellschaft sind in unserm Roman entscheidender für die Erziehung als die Familie. Das Preislied für die Mütter ist nicht so laut wie bei Pestalozzi, wenn an einer Stelle der Häuslichkeit auch schöne Worte gewidmet sind. Und der Vater? „Mich dünkt“, versetzte Wilhelm, „der Sohn entwikkele sich nirgends besser als in der Gegenwart des Vaters.“ „Keineswegs!“ erwiderte Leonardo, „dies ist ein holder elterlicher Irrtum: der Vater behält immer eine Art von despotischem Verhältnis zu dem Sohn, dessen Tugenden er nicht anerkennt und an dessen Fehlern er sich freut, deswegen die Alten schon zu sagen pflegten, des Helden Söhne werden Taugenichtse, und ich habe mich weit genug in der Welt umgesehen, um hierüber ins Klare zu kommen.“

Gemeinsam ist sodann allen Zöglingen die Stufung des Bildungsganges: Lehrling, Geselle, Meister, eine Stufung, wie sie sich überall entwickelt, wo die Gemeinschaft gesteigerte Leistungen verlangt. Sehr deutlich heißt es ferner: Wer sich den Gesetzen nicht fügt, ist entlassen. Denn Maximen müssen sein. Natalie, die Erzieherin junger Mädchen betont einmal, daß es nötig sei, gewisse Gesetze auszusprechen und den Kindern einzuschärfen, damit sie dem Leben einen gewissen Halt geben. Ja, es sei besser nach Regeln zu irren, als zu irren, wenn uns die Willkür unserer Natur hin und her treibe.

Nun ist mit all dem Gesagten schon angedeutet, daß es sich trotz all der Gliederung, Spezialisierung und trotz des Eingestelltseins auf das Praktische hier nicht um bloß utilitarische Erziehung handelt. Wir sind auch in den „Wanderjahren“ nicht in einer nüchternen Gegenwartswelt. Der Name Wanderjahre

sagt es eigentlich schon. Ueber dem säuberlich in Gemüse-, Obst- und Heilkräutergebiet geteilten Fruchtgarten liegt Stille und Glanz reicher Kultur. Lob des Herkommens, Adel der Tradition klingen immer wieder und überall an. Muthesius berichtet, daß Goethe gerade das an Pestalozzi und vor allem an dessen Jüngern verdrossen habe, daß sie der Geschichte und Tradition so wenig Bedeutung beigemessen

Der ganze Bildungsgang findet überdies seine Weihe im Kult. Weise und Sänger lehren mit priesterlicher Feierlichkeit. Fest und Tafelrunde umrahmen Gesänge und Musik, als wäre man bei Wagner. Und in dreifach gestufter Ehrfurcht lernt der Zögling Achtung vor allem, was Odem hat. Weit läßt sich der Dichter über Religion und die Religionen aus, führt uns durch Hallen voller Schilderein, welche die verschiedenen Religionen charakterisieren. Was die „Wanderjahre“ Fellenberg und somit auch Pestalozzi, was sie Marschlins verdanken ist m. W. nicht restlos entschieden. Berichtet wird uns, die Grundzüge des Goetheschen Programmes für die Erziehung zur Ehrfurcht stammten z. B. von Fellenberg. Dieser hätte, von Herbart angeregt, einen Gedanken verwirklicht, den schon Lessing und Herder pfl egten: nämlich die Entwicklungsgeschichte der Religion nach der Entwicklung des Kindes unterrichtlich einzustellen. Dogmen der Kirche und Mysterien unserer Religion sollten nicht eher behandelt werden, als bis die Schüler genügend vorbereitet wären, „mit einem einfältigen Glauben das zu erfassen, was sich Unerklärliches darin findet.“

Nicht gemeinschaftszerstörender Individualismus, nicht individualismusknechtender Mechanismus, sondern organisches Verbundensein, das schildert dieser Roman. Es handelt sich denn auch um einen Bund, den die Personen dieser Erzählung bilden und den die Liebe kettet. Jeder ist Organ dieses Bundes, und sein Streben ist die Tat.

„Von dem Berge zu den Hügeln
Niederab das Tal entlang
Da erklingt es wie von Flügeln
Da bewegt sich's wie Gesang,

Und dem unbedingten Triebe
Folget Freude, folget Rat:
Und dein Streben sei's in Liebe
Und dein Leben sei die Tat."

„Denken und Tun, Tun und Denken, das ist die Summe aller Weisheit, von jeher anerkannt, von jeher geübt, nicht eingesehen von einem jeden. Beides muß wie Aus- und Einatmen sich im Leben ewig fort hin und wieder bewegen.“ Keiner hat denn auch Anspruch auf Mitgenossenschaft, der nicht in irgend einem Fach vollkommen ist. Jarno wird Bergmann, Friedrich Schreiber, Felix Stallmeister, Philine, „das unnütze Geschöpf in der Welt“ Schneiderin, Lydie Nähterin, Wilhelm Meister Wundarzt. Zwar ist die höchste Stufe der Ehrfurcht die Ehrfurcht vor sich selbst; aber das bedeutet nicht Vergottung des Individuums; das heißt einfach Ehrfurcht vor dem Göttlichen in uns, wodurch das Menschenleben erst Sinn erhält.

Es ist also ganz selbverständlich, daß der so gegründete, so verkettete Arbeitsbund für die Gemeinschaft wirkt. Der Gedanke des Zivildienstes ist hier vorweggenommen. Der Bund baut ein niedergebranntes Städtchen wieder auf, er kolonisiert, er urbanisiert Odland. Jeder Teilnehmer hat gleiches Recht: der Handwerker wie der Fabrikleiter. Wer im Licht höherer Gesellschaftsschichten steht, führt und zieht empor. Um kommunistische Gleichmacherei handelt es sich nicht. Gut und Besitz wird nicht den Armen gegeben, sondern für sie verwaltet. Weltfrömmigkeit segnet das Tun, sodaß am Ende jeder seine volle Garbe hat.

Schließlich umfaßt der Bund die Welt. Ein Teil der Bundesglieder wandert nach Amerika aus. Ja, durch Makarie gehen Zusammenhänge in überirdische Welten, wohin unser blödes Auge nicht mehr reicht.

Gottfried Keller hat seinen „Grünen Heinrich“ ins Vaterland zurückgeführt und durch den Dienst im und am Staat verwurzelt, im *Staate*, den er durch einen unverwelklichen Kranz herrlicher Lieder gepriesen hat. Goethe kannte die Blüte des Nationalismus, hier im guten Sinne, nicht. Er spricht an anderer

Stelle vom Weltbürger, und Gemeinschaft ist ihm wohl eine Wirklichkeit, die aber ohne Grenzen und harte Gestalt zwischen den Gegensätzen des Einzelmenschen und der Menschheit fließt. Zwar spricht auch er von Volk, und jedes Volk hat seinen Lebensstil, sein Individuelles, wie durch Stellen aus den „Wanderjahren“ belegt werden könnte. Aber jedes Volk stellt in seinen Urfunktionen und Urformen die gesamte Menschheit dar, wie in allen und den verschiedensten Volkszugehörigen das allgemein Menschliche überwiegt.

Und das Genie, das in der Sturm- und Drangzeit eine so große Rolle spielt? Es wird in den „Wanderjahren“ besonders gern gesehen, weil es zum Respekt bequemt, „sogar vor dem was man konventionell nennen könnte: denn was ist dieses anders, als daß die vorzüglichsten Menschen übereinkamen, das Notwendige, das Unerläßliche für das Beste zu halten, und gereicht es nicht überall zum Glück?“ Also auch das Genie ist nicht mehr um seiner selbst willen da. Ein Genie mit gestützten Flügeln? Jedenfalls, der etwas pedantische Herr Rath, der Vater Goethes, würde sich an dieser Auffassung des Sohnes freuen, und Pestalozzi darf seinen Klageruf an das Genie in seiner Hohheit, das in die Irre zu gehen droht, verstummen lassen. Übrigens erinnern manche Szenen aus dem Institut zu Ilferten, von Zander vorzüglich geschildert, an die „Wanderjahre“, wie die Erziehungsideen Goethes an die des alten Pestalozzi. Vom Nützlichen durchs Wahre zum Schönen, das steht über dieser Welt Goethes. Ein Utopien? Ein Idealbild, gewiß, wie es Plato, Fourier, Saint-Simon und andere geschaut. Die Schau eines Dichters und eines Weisen. Vielleicht aber sind Utopien, nach jenem bekannten Wort, Wahrheiten vor der Zeit.

Ermatinger hat irgendwo gesagt, Goethe offenbare die allgemeine Tragik des deutschen Volkes: die Ohnmacht, Wissen und Tat miteinander zu verbinden; die Erkenntnis in wirkendes Leben zu leiten. Nur des deutschen Volkes? Erleben wir nicht alle heute den qualvoll schweren Versuch aus den Nationalismen herauszukommen zu größeren Völkergemeinschaften? Tun wir nicht alle den Blick ins Chaos? Es ist gar nicht ohne weiteres zu sagen, wie viel östliches Denken in unsere Weltanschauung

und damit in unsere Erziehung hineingeflossen ist, wie viel Urständliches, Anarchisches unsere klassisch-humanistischen Ideale durchbrochen hat. Die Parallele, besser Gegensätzlichkeit, Goethe-Tolstoi beleuchtet das grell genug, eine Gegensätzlichkeit, schon verschiedentlich angeführt, am tiefsten gesehen, am geistreichsten gedeutet, am glänzendsten formuliert von Thomas Mann. Man gehe an diesem Buche nicht vorüber!

Überlieferung, Ehrfurcht, welche „die Menschen untereinander zu Menschen macht“! Unterordnung des Ich unter eine edle Gemeinschaft, so etwa heißt es bei Goethe. „Die Schule, in der weniger Zwang ist, ist besser als die, in der mehr Zwang ist. Die Methode, die zu ihrer Einführung keiner Anstrengungen der Disziplin bedarf, ist gut; die, welche mehr Strenge braucht, ist sicherlich schlecht. Nehmen wir eine Schule wie die meine und versuchen wir dort Gespräche über Tische und Zimmerchen zu führen oder kleine Würfel hin und her zu schieben. In der Schule wird eine entsetzliche Unordnung entstehen, und es wird unbedingt nötig werden, die Schüler durch Strenge zur Ruhe zu bringen. Aber versuchen wir, ihnen eine interessante Geschichte zu erzählen oder Aufgaben zu stellen, oder lassen wir einen an der Tafel schreiben und die andern korrigieren, und lassen wir alle aus den Bänken heraus. . . .“ So Tolstoi.

Nicht was methodisch besser oder schlechter sei, ist hier die Frage. Die beiden Stellen möchten Gegensätze beleuchten oder wenigstens andeuten. Oder das andere! Die Jasnajer Kinder balgen mit ihrem weißen, weisen Lehrer herum. Der Wanderer in der „pädagogischen Provinz“ findet überall Abstand, Gesetzmäßigkeit, Weihe, von zarter Musik übergossen. Der Geist der Musik, der Kultur, des feierlich gesetzmäßigen Zusammenwirkens waltet hier.

Wo wir stehen, möge jeder selber entscheiden. Hier taucht eine große, nicht leicht zu beantwortende Frage auf. Jedenfalls, so scheint mir, ist es eindrucksam aus der Wirrnis unserer Tage in die Goethesche Welt der Klarheit und unverrückbaren Verpflichtung emporzuschauen, weit hin über Gipfel und Gräte, „ewigen Geistes ahndevoll.“ Und sollten uns Kleinern nicht wie Faust

die englischen Chöre erschallen, so mögen wir schlicht das weise Wort bewahren:

„Bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, so leiden wir nicht an der vergänglichen Zeit.“

Gundolf: Goethe. Spranger: Goethe und die Metam. des Menschen (in „Kultur und Erziehung“). Muthesius: Goethe, ein Kinderfreund. Muthesius: Goethe und Pestalozzi. Kriek: Erziehungs-Philosophie. Voeste: Goethes soziale und pädagogische Ideen (Die Arve 1928, Heft 5). Thomas Mann: Goethe und Tolstoi, zum Problem der Humanität. Eine neue Quelle der „pädagog. Provinz“, Jungmann in „Schweizerische pädagogische Zeitschrift“, 33. Jahrgang, 1925, Heft 4 und Antwort von Muthesius im Feuilleton der N. Z. Z. 1925, Nr. 1102 und Nr. 1107.